

ZWISCHEN  
ZWEI JAHRHUNDERTEN.

---

GESAMMELTE ESSAYS

VON

LEO BERG.



FRANKFURT A. M.  
LITERARISCHE ANSTALT  
RÜTTEN & LOENING  
1896.



## 1. Bürger und Schiller. Auch ein Sekulär-Artikel.

(1884.)

**D**ie allgemeine Berühmtheit eines Dichters oder Schriftstellers — d. h. wenn er so berühmt ist, dass er sich in jeder Familie und in der kleinsten Bibliothek befindet, also wenn er ein Klassiker ist — hat zur Folge, dass seine Gedanken, seine Tendenzen und seine Urteile sterilisiert werden. Jeder kennt sie von Jugend an, und nur wenige behalten einem Klassiker gegenüber ihre Freiheit, und gar sehr wenige wissen sich im gegebenen Falle von ihm völlig zu emanzipieren. In den Werken unserer Klassiker, zumal wenn sie kritisch thätig waren, reflektieren gleichsam die Zeitgenossen mit, und sie werden von der Zentralsonne dieses Meisters schliesslich allein beschienen. Am Ende wissen wir diesen von gar keiner Seite mehr beizukommen, und sie scheinen ohne diese Sonne in Dunkelheit versinken zu müssen. Das ist natürlich und zum Teil auch ganz gut so. Wie viele Dichter und Schriftsteller, die heute jedes Schulkind aus seinem Lessing, Goethe und Schiller kennt, wären sonst kaum von den gelehrtesten Litteraturhistorikern gekannt! Sie sind nur in diesen aufbewahrt, wie eine Mücke oder ein Skelett in einer Eisscholle aus verflossenen Erdperioden. Und

unsere Litteraturgeschichte würde sicherlich noch eintöniger werden, wenn nicht durch diese Mücken und Skelette die Erinnerung an ein lebendiges Schriftstellerdasein auch unserer Klassiker wachgerufen und erhalten würde, sogar in breiteren Kreisen, die am liebsten ihre Dichter und Philosophen auf ein übermenschliches Piedestal gehoben sehen möchten. Nämlich hier genieren sie den Philister nicht mehr.

Aber das hat auch seine Kehrseite. Nämlich Klassiker können irren; ja mehr, Klassiker sind am Ende eben Menschen gewesen, die auch hassen und neiden und gründlich missverstehen konnten. Und selbst unsere orthodoxesten Litteraturhistoriker und Ästhetiker werden nicht alles unterschreiben, was Lessing und Goethe und Schiller über andere Dichter, besonders ihre Zeitgenossen, geurteilt haben. Über vieles ist man längst auch in diesen Kreisen einfach zur Tagesordnung übergegangen. Aber was ist damit eigentlich dem grossen Publikum geholfen? Was den zu kurz gekommenen Dichtern und Künstlern? Denn die Sache stellt sich so: Der Schiller und der Goethe und der Lessing ist in jedem Hause. Sie kennt und liest jeder. Die anderen aber und ihre Verteidiger sind nur Wenigen bekannt. Jeder Schulknabe kennt z. B. die Schiller'sche Rezension über die Bürger'sche Gedichtausgabe von 1789, während die herrliche, durchaus kritische Schrift August Wilhelm Schlegels über Bürger nur in exklusiven Kreisen gekannt und in noch wenigern gewürdigt wird.

Hier stellt sich die Sache noch schlimmer. Während es sich in andern Fällen meist um Dichter handelt, die heute ziemlich unbekannt sind, und an denen auch so viel nicht liegt, handelt es sich hier um einen ausserordentlich populären Sänger, der sogar, wie Hoffmann von Fallersleben einmal gezeigt hat, weit populärer ist, als man glaubt, weil er in den Volksgesängen prozentualiter

unsere Litteraturgeschichte würde sicherlich noch eintöniger werden, wenn nicht durch diese Mücken und Skelette die Erinnerung an ein lebendiges Schriftstellerdasein auch unserer Klassiker wachgerufen und erhalten würde, sogar in breiteren Kreisen, die am liebsten ihre Dichter und Philosophen auf ein übermenschliches Piedestal gehoben sehen möchten. Nämlich hier genieren sie den Philister nicht mehr.

Aber das hat auch seine Kehrseite. Nämlich Klassiker können irren; ja mehr, Klassiker sind am Ende eben Menschen gewesen, die auch hassen und neiden und gründlich missverstehen konnten. Und selbst unsere orthodoxesten Litteraturhistoriker und Ästhetiker werden nicht alles unterschreiben, was Lessing und Goethe und Schiller über andere Dichter, besonders ihre Zeitgenossen, geurteilt haben. Über vieles ist man längst auch in diesen Kreisen einfach zur Tagesordnung übergegangen. Aber was ist damit eigentlich dem grossen Publikum geholfen? Was den zu kurz gekommenen Dichtern und Künstlern? Denn die Sache stellt sich so: Der Schiller und der Goethe und der Lessing ist in jedem Hause. Sie kennt und liest jeder. Die anderen aber und ihre Verteidiger sind nur Wenigen bekannt. Jeder Schulknabe kennt z. B. die Schiller'sche Rezension über die Bürger'sche Gedichtausgabe von 1789, während die herrliche, durchaus kritische Schrift August Wilhelm Schlegels über Bürger nur in exklusiven Kreisen gekannt und in noch wenigern gewürdigt wird.

Hier stellt sich die Sache noch schlimmer. Während es sich in andern Fällen meist um Dichter handelt, die heute ziemlich unbekannt sind, und an denen auch so viel nicht liegt, handelt es sich hier um einen ausserordentlich populären Sänger, der sogar, wie Hoffmann von Fallersleben einmal gezeigt hat, weit populärer ist, als man glaubt, weil er in den Volksgesängen prozentualiter

ganz besonders stark vertreten ist; und an dessen richtiger Würdigung ungemein viel gelegen ist.

Aber vor allem, von Schillers Urteil, das, gerade herausgesagt, zum ungerechtesten, unverständlichsten und lieblosesten gehört, was je ein Dichter über den andern gefällt, hat man sich noch gar nicht emanzipiert. Von Goethes falschen und subjektiven Urteilen musste man sehr bald frei kommen, weil Goethe auch als Kritiker ein Lyriker war. Er ist zu subjektiv, widerspricht sich zu oft und hatte einen viel zu vornehmen Geschmack, als dass eine Gefahr gleicher Befangenheit durch ihn in grösseren Kreisen zu befürchten war. Schiller war einheitlicher. Er besprach alles unter einem bestimmten noch heute geltenden Gesichtspunkte. Sein hochgeschraubter, im Grunde doch rein formaler Idealismus, war ein Jahrhundert lang das Feldgeschrei der deutschen Ästhetik, und da er ein strenger Logiker war, musste man auch seine Konsequenzen mit in Kauf nehmen. Und infolge dessen ist es nicht zu verwundern, dass Schillers Urteile bis zur Starrköpfigkeit verteidigt werden.

Sein Verhältnis zu Bürger ist heute nicht nur aktuell, weil gerade Bürgers 100. Todestag gefeiert wird. Es ist es noch in ganz anderm Sinne. Wir haben hier als Prototyp den ersten grossen Kampf zwischen Idealismus und Realismus, der paradigmatisch geworden ist, einmal weil im Grossen zwischen zwei Grossen, ein Schauspiel sich abspielt, das heute im Kleinen zwischen Kleinen sich wiederholt und weil wir zweitens thatsächlich trotz Heine und Wagner und Ibsen über diesen Gegensatz noch gar nicht hinweg gekommen sind. Bürger kann nicht darüber hinweg, das beweist seine Ohnmacht gegen die Schiller'sche Kritik; Schiller konnte darüber nicht hinwegkommen, weil er von ihm ausging und sich selbst hätte verleugnen müssen, überdies viel zu tief in den Netzen

der Kantischen Philosophie verstrickt war, dessen „Kritik der Urteilkraft“ Schiller seine ästhetischen Kategorien entnahm. Und dass man bis heute noch nicht darüber hinwegkam, beweist einmal; dass dieser ganze Kampf und Gegensatz noch einmal platt getreten werden konnte, und zweitens die Thatsache, dass man den wenigen Naturen, die darüber hinaus waren, im Grunde gar kein Verständnis entgegenbrachte.

Schiller, und mit ihm die ganze idealistische Ästhetik, ahnte gar nicht, dass ein Idealismus ohne Psychologie die leerste Begriffsspielerei werden muss. Man war förmlich geblendet durch diesen Idealismus, man war gar nicht mehr in der Lage, die Voraussetzungen aller Poesie und ganz besonders auch der Volkspoesie zu erkennen. Man spricht es zwar heute noch zuweilen Schiller nach, aber man weiss es im Grunde doch besser, dass es falsch ist und auf einer völligen Unkenntnis aller dichterischen Psychologie beruht, wenn er sagt: „Nur die heitere, die ruhige Seele gebiert das Vollkommene. Kampf mit äusseren Sorgen und Hypochondrie, welche überhaupt jede Geisteskraft lähmen, dürfen am allerwenigsten das Gemüt des Dichters belasten, das sich von der Gegenwart loswickeln und frei und kühn in die Welt der Ideale emporschweben soll. Wenn es noch so sehr in seinem Busen stürmt, so müsste Sonnenklarheit seine Stirne umfliessen“. Dichter- und Künstlerbiographien belehren uns leider vom Gegenteil. Und ausserdem ist es thöricht, die „Vollkommenheit“, die ja zunächst ein ganz leerer Begriff und ein unerfülltes Ideal ist, als Massstab einer Kritik zu nehmen. Den Vorwurf aber, dass Bürgers Lyrik „Gelegenheitsdichtung“ wäre, pflegt man heute, da Goethe seine Lyrik als Gelegenheitsdichtung bezeichnet hat, gerade auch nicht mehr als Schmach zu empfinden.

Nun stellt sich für Bürger heute die Situation so: im allgemeinen unterschreibt man natürlich Schillers

hartes Urteil nicht mehr. Die Arbeiten der Romantiker über Volkslitteratur sind auch nicht spurlos vorübergegangen. Im Grunde, darüber wollen wir uns doch klar werden, spricht Schiller in diesem Punkte nur gebildeter und philosophischer aus, was Nicolai auch gedacht hat. Von naiver Volkslitteratur verstand Schiller so wenig, dass er sich erst künstlich ihre Existenzberechtigung zurechtlegen musste. Dass gerade er der populärste aller Dichter geworden ist, beweist, wie wenig sich die Begriffe des naiv Volkstümlichen und der Popularität decken. — Schillers Rezension musste also mannigfaltig modifiziert werden.

Aber in der Hauptsache wich man nicht einen Finger breit von ihr ab. Worauf es ankam, wagte niemand auszusprechen, nämlich, dass Schiller den Bürger nicht verstand. Und niemand zweifelt an der Wahrheit und Fürtrefflichkeit dieser Definition der dichterischen Technik, die doch schon durch die Existenz Goethes allein Lügen gestraft wird: „Eine notwendige Operation des Dichters ist Idealisierung seines Gegenstandes, ohne welche er aufhört, seinen Namen zu verdienen. Ihm kommt es zu . . . . das Individuelle und Lokale zum Allgemeinen zu erheben“. Welch' wunderlicher Kontrast, der gerade heute dadurch entsteht, dass dieser Satz am krampfhaftesten von denen verteidigt wird, die auch am meisten Geschrei von der nationalen Poesie machen! Einen deutscheren Dichter aber als Bürger kann man doch nicht leicht finden, deutsch in seinen Stoffen, deutsch in seinem Fühlen und Denken. Aber das ist ja ein ewiges Kriterium des Philisters. Der Philister braucht Ideale, um seine Kleinheit zu decken. Die — andern sollen Götter sein. Beim Gott beginnt ja für den Philister überhaupt erst der Dichter. Und süß ist sein Glaube, dass die Klassiker Götter gewesen sind. Ein junges Mädchen, Sprössling einer höheren Töchterschule, sagte mir einmal, auf der Schule und lange nachher hätte sie sich nie vorstellen

können, dass auch Goethe und Schiller und Beethoven und die andern Klassiker wie die übrigen Menschenkinder gegessen und getrunken und geliebt hätten. Furchtbar enttäuscht und um allen Nimbus gebracht sei sie gewesen, als sie einmal ein paar Briefe von ihren Göttern in die Hand bekam, in denen allerlei cynische Bemerkungen von der Notdurft des Lebens standen, ja sogar von ganz gemeinem Golde sei die Rede gewesen. Wenn am Ende Dichter auch nur Menschen seien . . . !

Und der arme Bürger war ein Mensch und konnte seine Menschheit nicht verleugnen. Er war gross und aufrichtig genug, sich nicht zum Gotte heraufzuschwindeln. Mit seltener Offenheit liegt seine ungezügelte, aber herrliche Natur vor uns. Er ist keine schmutzige Natur, wie Moralprotzen von ihm gesagt haben. Aber er war wie ein aufgewühltes Meer, in das oft tage- und wochenlang kein Sonnenstrahl hineindrang, aber in dessen schätzerreichen und fast goldreinen Grund man immerwährend, und je mehr es aufgepeitscht war, um so mehr hineinschauen konnte. Wie edel und gross dieses Dichterberz gewesen, erkennt man, wenn man sieht, wie wenig selbst der Ekel widriger Verhältnisse es berühren konnte. Seine Verteidigung, die er seinen Anklägern entgegenzusetzen hat, ist immer nur diese einfache und immer einzig berechnete: Ihr fühlt nicht, was ich fühle und könnt mich deshalb nicht richten. „Rümpften Tausend auch die Nasen . . . Tausend sind nicht ich!“ Er weiss sich anders wie die andern, und dass er nicht unter ihren Gesetzen steht, und was man heute zwar auch immerwährend behauptet, aber doch nicht weiss, dass man jede Erscheinung auf ihre Individualität hin erkennen, und dass man niemanden verurteilen soll, den man nicht versteht. Bürger teilt das Schicksal der Lenz und Klinger, der Grabbe und Hoffmann und Heine. Den Deutschen ist er nicht moralisch genug, folglich nicht Künstler, kein Echter, kein Grosser. Denn in Deutschland

ist die Moral das rechtfertigende Mittel für die Kunst. Eigentlich möchte man nicht viel von ihr wissen: soll sie denn einmal sein, so muss sie moralisch auftreten. Ein deutscher Künstler soll ein Popanz sein: ein Gott und ein Priester und ein Erzieher, was, nebenbei bemerkt, für die deutschen Lehrer und Pastoren gar nicht schmeichelhaft ist. Vor allem aber will der Deutsche von seinen Künstlern immer erzogen werden. Auch hierfür hat Schiller den Ton angegeben. Der Deutsche jubelt, wenn er folgende Stelle in der Rezension findet: „Im stillschweigenden Einverständnis mit den Vortrefflichsten seiner Zeit, würde er die Herzen des Volkes an ihrer reichsten und bildsamsten Seite fassen, durch das geübte Schönheitsgefühl den sittlichen Trieben eine Nachhilfe geben und das Leidenschaftsbedürfnis, das der Alltagspoet so geistlos und oft so schädlich befriedigt, für die Reinigung der Leidenschaft nützen. Als der aufgeklärte, verfeinerte Wortführer der Volksgefühle würde er dem hervorströmenden, Sprache suchenden Affekt der Liebe, der Freude, der Andacht, der Traurigkeit, der Hoffnung u. a. mehr einen reineren und geistreicheren Text unterlegen; er würde, indem er ihnen den Ausdruck lieh, sich zum Herrn dieser Affekte machen (??) und ihren rohen, gehaltlosen, oft tierischen Ausbruch noch auf den Lippen des Volks veredeln. Selbst die erhabenste Philosophie des Lebens würde ein solcher Dichter in die einfachen Gefühle der Natur auflösen, die Resultate des mühsamsten Forschens der Einbildungskraft überliefern und die Geheimnisse des Denkers in leicht zu entziffernder Bildersprache dem Kindersinn zu erraten geben“ u. s. w. Schiller übersieht hierbei nur eine Kleinigkeit, dass der Dichter, indem er dies thut, sich an ein ganz anderes Publikum wendet. Gerade als Erziehungselement ist ein Bürger weit wichtiger als irgend ein geläuterter, idealistischer Dichter, eben weil er dem Volke so nahe steht und zum Teil seine Sprache

redet. Es giebt wenig, das so aus dem Herzen des deutschen Volkes herausgedichtet ist, wie die „Lenore“. Der Dichter, der ein Volk erziehen will, darf sich nicht zu ihm herablassen. Der ganz ideale, geklärte, vom Volke durch eine Scheidewand getrennte Dichter kann reizvoller und grösser wirken, aber er wird es doch nur als ausserweltliche Erscheinung, ohne eine Spur zu hinterlassen. —

Am wenigsten verzeiht und versteht Schiller die gewiss nicht makellose, aber prächtige Liebeslyrik Bürgers, die weder unkeusch noch gemeinsinnlich ist, die schon durch ihren hohen formalen Reiz, ihre blühende Phantasie, ihre männlich-erotische Liebeshwürdigkeit und ihren lebendigen fast modernen Empfindungsreichtum über alle Gemeinheit hoch erhaben ist, und die eine fast noch gar nicht begriffene Bedeutung für die Entwicklung der modernen Lyrik gehabt hat. An Rhythmik, Melodik, Intimität der Stimmung und Seelenmalerei und an Feinheit der Technik stehen einzelne Lieder fast unerreicht da und mussten, ehe die Romantiker der deutschen Prosodik ihre Geschmeidigkeit gaben, fast wie Offenbarungen wirken. Schiller scheint hierfür kein Gefühl gehabt zu haben. Seltsam genug aber ist es immer und muss gemerkt werden, dass er, der sich in der Rhythmik mit Bürger gar nicht messen durfte, der nie eine so virtuose Behandlung des deutschen Verses heraus hatte wie Bürger, der ja im wild Leidenschaftlich-Dramatischen wie im Lyrisch-Weichen unerreichbar war, ihm sogar unechte Reime, „entstellende Bilder“, „unnützen Wörterprunk“ und „harte Verse“ vorwerfen konnte. Es ist dumm, eine Kritik damit abthun zu wollen, dass man dem Kritiker zuruft, er solle es besser machen. Aber wenn ein Kollege den Kollegen kritisiert und so peinlich im Formalen ist, dann ist die Forderung wirklich nicht mehr so albern; und das Wort von denen, die

den Splitter im Auge der Andern sehen, tritt in sein Recht.

Was mich an dieser Rezension immer erbost, ist der moralische Hochmut Schillers, der fast nirgends so ungeschminkt hervortritt, als hier, jener hässliche kalte Stolz, der die Liebe tötet. Man braucht einen Bürger, man braucht seinen Nebenbuhler nicht zu lieben. Aber man kleide seinen Hass und Neid oder auch Ärger nicht in hochtönende Worte und in einen ästhetischen Schematismus. Man richte das Lebendige nicht nach dem kalten Gesetze. Und Bürger ist doch eine Persönlichkeit, der man nicht gleichgiltig gegenüber treten kann. Nie ist mir Schiller so klein vorgekommen als in dieser Kritik.

Der Fall Bürgers ist in vielen Stücken vorbildlich in der deutschen Litteratur geworden. In der Lenz-Grabbe- und Heine-Litteratur begegnet uns später dasselbe immer wieder, nur noch hässlicher. Auch hier wieder, dass Vertheidiger und Gegner doch im Grunde auf demselben Standpunkte stehen und sich nur gegenseitig absichtlich missverstehen, indem der Eine ableugnet, was der Andre behauptet, und dann der Zweite wieder behauptet, was der Erste abgeleugnet hat. Und das heisst dann litterarische oder ästhetische Polemik, auch Antikritik.

Daher kommt es auch, dass die Angegriffenen und Verketzerten oft nichts zur Verteidigung entgegenzusetzen haben, sich so tief getroffen fühlen und hinterher wirklich klein und läppisch werden. Dies Schauspiel, das nicht selten ist, straft den Satz Lügen, dass jeder eigene Charakter Recht hat. Gerade die volkstümlichsten Dichter, Shakespeare, Bürger, Kleist, Raimund verzehren sich vor Sehnsucht nach der olympischen Höhe der Ausgereiften, der Kunstpoeten, der klassischen Bildung. Es ist wie eine Sehnsucht nach dem Sonnenhaften, der Drang nach der höfischen

Bildung und Sitte, als Ziel ihres Strebens. Shakespeare scheint nur auf seine klassizistischen Epen und Gedichte stolz gewesen zu sein; Kleist hatte keinen heisseren Wunsch, als in Weimar anerkannt zu werden und keinen grösseren Dichterschmerz, als es nicht zu werden; Raimund hielt sich beschämt überwunden als Grillparzer auftrat, dem er, seine ganze Vergangenheit verleugnend, nachstreben wollte, ein Kampf, an dem er verblutete. Noch intimer können wir solches an lebenden Dichtern und Künstlern beobachten. Treten aber jene ihre eigenen Ideale gegen sie auf, werden sie von ihren selbstgewählten Meistern verleugnet, dann sinken sie, wie von unsichtbaren Sonnenpfeilen getroffen, zusammen. Geblendet, gedemütigt verlieren sie sich, indem sie sich in einen ungleichen Kampf einlassen und somit sich selbst aufgeben. Sie geberden sich dann zuweilen wie ungerecht Verurteilte, die das Verbrechen, um dessen willen sie fälschlich bestraft wurden, noch nachträglich begehen und dann wirklich schuldig werden. Dies war das Schicksal Bürgers und Kleists und vieler deutscher Dichter, oft ohne dass sie oder andere ein Bewusstsein davon hatten.

Hätte Bürger heute wirklich eine Gemeinde von Freunden, die willens wäre, ihn aus den totbringenden Umarmungen der Schiller'schen Kritik zu befreien, dann hätte man längst eine billige volkstümliche Ausgabe herstellen lassen, der der Aufsatz von Schlegel vorgesetzt wäre. Nur so konnte allmählich ein wirksames Gegengewicht hergestellt und Deutschland einem seiner besten Sänger wieder gerecht werden. Es lohnte der Mühe, schon um des guten Beispiels willen.

---